

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 52 (1947-1948)
Heft: 21-22

Artikel: Diskussion um das Taschengeld
Autor: Brauchlin, Eleonora
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-315409>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Es gibt erzieherische Gründe, die für das Taschengeld an Kinder, und andere, die dagegen sprechen. Auf welcher Seite die größern pädagogischen Vorteile liegen, ist allgemein aber nicht auszumachen. Es kommt immer auf die besonderen innern und äußern Verhältnisse und Umstände an, in welchen sich ein Kind befindet, die das Taschengeld zu einer es fördernden oder es schädigenden Sache stempeln.

Einen solchen Einzelfall beschreibt Gottfried Keller im « Grünen Heinrich ». Er hat den Unsegen des Taschengeldes an sich selbst erleben müssen. Und da es unter unsern Kindern auch solche « grüne Heinriche » geben könnte, diene uns sein Beispiel zur Aufklärung, zum Nachdenken und zur Wegleitung für unser erzieherisches Handeln in dieser Angelegenheit.

Der grüne Heinrich war in einer ganz besonderen Lage, nachdem er aus der Armenschule in die Bürgerschule versetzt worden war. Eigentlich paßte er nicht ganz unter die Gesellschaft dieser Kinder. Die Ärmlichkeit und Dürftigkeit seiner Verhältnisse hob sich unangenehm von der Wohlhabenheit der begüterten Bürgersöhne ab, was folgende Worte deutlich zum Ausdruck bringen:

« Statt wie früher der bestgekleidete und vornehmste meiner Mitschüler zu sein, war ich in meinen grünen Jäckchen, welche ich aufs äußerste ausnutzen mußte, nun einer der unansehnlichsten und bescheidensten, und das nicht nur in Betracht der Kleidung, sondern auch des Benehmens. Die Mehrzahl der Knaben gehörte dem altherkömmlichen Bürgerstande an; einige waren vornehme, feine Herrenkinder, und einige hinwieder stammten von reichen Dorf magnaten; alle aber hatten ein sicheres Auftreten und Gebaren, entschiedene Manieren und einen fixen Jargon im Sprechen und Spielen, vor welchem ich blöde und unsicher dastand. » (Seiten 137/138.)

Dieser Unterschied, der in Heinrich eine große Unsicherheit und auch ein Minderwertigkeitsgefühl notwendig hervorrufen mußte, das nach einer Kompensation verlangte, bildet den Ausgangspunkt, von dem aus die Bedeutung und Wirkung des Taschengeldes für ihn verständlich wird.

Es darf vorausgenommen werden, daß das Taschengeld bei ihm in den Dienst des Geltungsstrebens trat und seinem ursprünglichen Zwecke, kleine eigene Bedürfnisse selbständig zu befriedigen, entfremdet wurde. Weil es von großer psychologischer Bedeutung für Heinrich wurde, kam er in die Versuchung, es sich auf unrechtem Wege zu beschaffen. Er mußte es eben um jeden Preis haben, wie die Luft, auf die kein lebender Mensch verzichten kann. Solchem Um-jeden-Preis-haben-Müssen, handle es sich, um was es wolle, nicht nur um Taschengeld, sollte in der Erziehung immer eine besondere Bedeutung geschenkt werden.

Wenn Heinrich sich nicht so frei und keck benehmen konnte wie seine Klassenkameraden, so lag dies außer seiner dürftigen Kleidung und der mit der Enge seiner Verhältnisse in Zusammenhang stehenden Unsicherheit auch daran, daß jene über Taschengeld verfügten und von früh auf gelernt hatten, sich mit diesem selbständig in der äußern Welt zu bewegen und Heinrich nicht.

Dazu folgende Stelle: « Ich trieb mich in einer Genossenschaft herum, welche sämtlich mit einem mehr oder minder genugsamen Taschengelde

versehen war, teils aus häuslicher Wohlhabenheit, teils auch nur infolge herkömmlichen Brauches und sorgloser Prahlerei der Eltern. An Gelegenheit, Ausgaben zu machen, fehlte es noch weniger, da nicht nur bei den gewöhnlichen Übungen (gemeint Waffenübungen für die schulpflichtige Jugend) und Spielen auf den entlegenen Plätzen Obst und Backwerk zu kaufen üblich war, sondern auch bei größeren Turnfahrten und militärischen Ausflügen mit klingendem Spiel es für männlich galt, sich in den entfernten Dörfern hinter Brot und Wein zu setzen. Dazu kamen noch die Ausgaben für allerhand Spielereien, welche in der Schule abwechselnd Mode wurden unter dem Vorwande nützlicher Beschäftigung, ferner der lehrreiche Besuch aller fremden Sehenswürdigkeiten, von welcher allem sich regelmäßig entfernt halten zu müssen, einen unerträglichen Anstrich von Dürftigkeit und Verlassenheit verlieh. » (Seiten 139/140.)

Es ist schwer für ein Kind, in der Gesellschaft der Klassengenossen eine Sonderstellung einnehmen zu müssen. Die Auffälligkeit und Sonderstellung bietet immer einen Anlaß zu Spott, in welchem eine Herabwertung und Herabwürdigung der eigenen Person liegt. Für ein sensibles Kind bedeutet eine solche schwerstes seelisches Leiden. Nicht jedes ist stark genug, solches auf sich zu nehmen und dabei gesund zu bleiben. Viele Kinder geraten auf einen Ab- und Irrweg, wenn sie aus irgendeinem Grunde nicht kollektiv in die Gemeinschaft aufgenommen werden und ein den andern völlig gleichwertiges Glied darin bilden können.

In der Gefahr, als Sonderling, als Minderwertiger aus der Gemeinschaft herauszufallen, mußte Heinrich das große Bedürfnis empfinden, sich in bezug auf das Taschengeld gleichzustellen wie die andern. Dieses wurde übermächtig groß, als der Klasse ein großer Ausflug bevorstand. Zwar gab Heinrichs Mutter ihm für solche Hauptanlässe etwas Geld, aber so wenig, daß es « schon in der Mitte des frohen Tages aufgezehrt war » (Seite 140). Heinrich konnte somit nicht damit rechnen, sich gleich frei wie die andern bewegen zu dürfen, was einen großen seelischen Druck in ihm schaffte.

In dieses Unbehagen hinein fiel wie ein Blitz der Gedanke, daß er sich aus seinem Käselein Geld nehmen könnte. Gedacht! Getan! Zwar war es ihm bei seiner feinen seelischen Beschaffenheit und Gewissensreinheit nicht wohl bei der Sache, aber der Trieb hatte die Stimme des Gewissens überwältigt. Dazu die feine Schilderung Gottfried Kellers:

« Ich öffnete es zur Hälfte (Schatzkästchen) und nahm unbesehen ein großes Geldstück heraus, das zuoberst lag; die andern rückten alle ein klein wenig von der Stelle und machten ein leises Silbergeräusch, in dessen klangvoller Reinheit jedoch eine gewisse Gewalt ertönte, die mich schauern machte. »

Das Gefühl, gestohlen zu haben, hatte zur Folge, daß Heinrich seiner Mutter gegenüber verlegen war und sie nicht mehr offen anzublicken wagte.

Dessen ungeachtet aber verlebte er drei heitere Tage, an denen das Taschengeld seine Wirkung, die Heinrich von ihm erwartete, vollauf tat. Es war beim fröhlich zechenden Zusammensein, wo Heinrich, von andern und auch von Mädchen beobachtet, nicht hinter diesen zurückstehen, im Gegenteil als Erster gelten wollte, was ihm mit Hilfe seines Taschengeldes auch gelang und eine große seelische Befriedigung brachte.

« Da galt es nun, sich hervorzutun; ich gab mich diesem Bestreben ohne Rückhalt hin, meine wohlversehene Kasse verlieh mir die nötige Sicherheit und Freiheit, und dieser folgte bald eine gewisse Achtung meiner Umgebung . . . ich schwamm in einem ganz neuen Glücke . . . » (S. 149/150.)

Nachdem nun Heinrich sich bei seinen Kameraden einmal als prahlerischer und großsprecherischer Junge, der frei und nach Belieben mit dem Geld umgehen konnte, eingeführt hatte, war es schwer, wieder ein bescheidenes armes Büblein zu werden. Es war für Heinrich zu schwer, weshalb er die begonnene Rolle weiterspielen mußte. Wer A sagt, muß auch B sagen, diese Wahrheit erfüllte sich nun auch an ihm. Aus der einmaligen Entwendung wurden viele. Das ist der Fluch des ersten Fehltrittes, daß der ins Rollen geratene Stein allzuoft zwangsläufig weiterrollen muß. — Aus einem kleinen Dieb kann so ein großer werden.

Von jetzt an kam es immer wieder vor, daß Heinrich heimlicherweise und im Bewußtsein, etwas Unrechtes zu tun, die gesparten Geldstücke aus seinem Käselein entwendete. Seine Kameraden mochten zwar ahnen und sogar wissen, daß es mit seinem Gelde nicht in Ordnung war, aber es war zum Schaden Heinrichs keiner dabei, der ihn gewarnt und auf den richtigen Weg gebracht hätte. Im Gegenteil wußte ein sogenannter « Freund » ihn immer wieder unauffällig zu Ausgaben zu verleiten. um ihn dann, als die Sache auskam, elend im Stiche zu lassen und sich als der « Unschuldige » aus dem Staube zu machen. — Schwer hatte Heinrich in der Folgezeit unter diesen Lebenserfahrungen mit sich selber und andern zu tragen.

Es muß als ein Glück angesehen werden, daß die Sache auskam, denn wie hätte der von seinem « Freund » völlig abhängige Heinrich ohne Geld auskommen sollen, nachdem sein Käselein leer geworden wäre? Hätte er sich an das Geld der Mutter gemacht? Wer kann es wissen!

Heinrichs Mutter war zu Tode betrübt, ihren lieben Heinrich als Dieb kennenlernen zu müssen. Es ging von diesem Umstande etwas so Schweres aus, das die Sonnenhaftigkeit der häuslichen Atmosphäre lange störte.

« Denn die Art meines Vergehens hatte ihre empfindlichste Seite, sozusagen ihren Lebensnerv getroffen: einesteils das kindliche blinde Vertrauen ihrer religiösen Rechtlichkeit, andernteils ihre ebenso religiöse Sparsamkeit und unwandelbare Lebensfrage. »

Es ist Heinrichs Gutartigkeit zuzuschreiben, daß er kein Dieb wurde und die Mutter ruhig den Kasten offenstehen lassen konnte, ohne daß Geldstücke daraus verschwanden. Aber es dürfte uns doch deutlich bewußt geworden sein, daß Heinrich an einer äußerst gefährlichen Stelle gestanden hatte, an der nicht jedes Kind so gut vorbeigekommen wäre.

Und da das Taschengeld bei dieser Gefahr einer sittlichen Entgleisung und eines immer weiteren Abgleitens eine große Rolle spielte, fühlen wir uns als Erzieher dazu aufgerufen, uns genau und ernstlich zu überlegen, ob und unter welchen Umständen wir unsern Kindern Taschengeld geben wollen oder nicht. Daß wir dabei nicht nur an unser Kind selbst, sondern auch an die Gemeinschaft, in der es lebt, zu denken haben, dürfte uns die Darstellung bei Gottfried Keller¹ deutlich gezeigt haben.

¹ Gottfried Keller: «Der grüne Heinrich». Erster Band. Rascher & Co., Verlag, Zürich 1918.